

# Unterhaltungsblatt

## „Augsburger Postzeitung“.

N. 10.

Dinstag, den 4. Februar

1896.

Für die Redaction verantwortlich: Dr. Theodor Müller in Augsburg.  
Druck und Verlag des Literarischen Instituts von Paas & Grabherr in Augsburg (Vorbesitzer Dr. Max Suttler).

### Die Astrologen.

Historischer Roman aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges.  
Von Max Bennig.  
(Fortsetzung.)

7.

Ende April 1632 hielt Wallenstein über 214 Schwadronen Reiterei, 120 Fahnen Fußvolf, 44 Kanonen und 2000 Wagen eine Heerschau, und acht Tage später erschien er mit dieser Armee am weißen Berge bei Prag.

Der Kurfürst von Sachsen und dessen Feldmarschall Arnim hatten bereits die böhmische Hauptstadt verlassen, und die zurückgebliebene schwache Besatzung hegte nur geringe Hoffnung, den Platz zu behaupten. Schon am 4. Mai eröffneten die Kaiserlichen vom weißen Berge aus das Feuer, und Tags darauf kürmten die Regimenter Grana, Wallenstein und Terzky — bei letzterem befand sich Georg Sellow — die Stadt und drangen durch die gebrochenen Mauern. Die sächsische Besatzung zog sich in den Stadtscin zurück und streckte zwei Tage später die Waffen.

Wenige Tage nachher war der Herzog von Friedland Herr von ganz Böhmen. In Eger vereinigte er sein Heer mit den Truppen des Kurfürsten Maximilian von Bayern, welcher nothgedrungen sich der Forderung Wallensteins's fügte, daß bei allen gemeinschaftlichen Operationen der Oberbefehl ausschließlich durch diesen geführt wurde.

Nunmehr stand der kaiserlichen Sache ein Heer von mehr als sechzigtausend Mann zur Verfügung, eine Macht, mit welcher Gustav Adolph's Streitkräfte sich kaum messen konnten. Er verschanzte sich bei Nürnberg, und Wallenstein bezog der Stadt gegenüber ebenfalls ein befestigtes Lager. Nachdem ein Sturm der Schweden auf letzteres mißlungen war, beschloß der König, weil bei der Ansammlung so vieler Menschen auf engem Raum allmählig die Lebensmittel auszugehen drohten, die Stadt zu verlassen. Mit klingendem Spiel zog er am 8. September 1632 an dem friedländischen Heere vorüber, ohne daß Wallenstein ihn zu verhindern versuchte. Vier Tage lang blieb der Friedländer ruhig in seinem Lager, dann zog er, vom Kurfürsten sich trennend, durch das Bambergische und Coburgische nach Sachsen.

Der größte Theil der Wallenstein'schen Streitmacht hatte sich in und um Lützen gelagert. Der Abzug des Heeres in die Winter-Quartiere stand bevor. Markettender, Händler, Gaufler, Juden, Musikanten und an-

dere derartige Leute, welche geneigt waren, den Soldaten das Geld abzunehmen, fanden sich massenhaft ein und begannen ihre Thätigkeit zu entfalten.

Auf einer weit ausgedehnten Wiese ganz in der Nähe Lützen's stand ein Marktenderzelt, das sich eines zahlreichen Zuspruchs erfreute. Man brauchte sich darüber nicht zu verwundern; war doch der Eigentümer, Monsieur Lesferrier, ein gar freundlicher Mann, der einen Spaß zu machen verstand, und Marion vollends, die flinke Aufwärterin, hatte es mit ihren schwärmerischen Augen schon mehr als einem der leichtlebigen Herren im bunten Rock angethan.

Zu den Gästen gehörte auch ein Mann, dessen tief-schwarzes Haupthaar zu dem hellrothen Bart einen auffallenden Gegensatz bildete. Er trug Offiziers-Kleidung und am Hut einen silbernen Stern mit blauseidener Schleiße, zum Zeichen, daß er sich im Staffetten-Dienst des Herzogs von Friedland befand.

Man konnte nicht sagen, daß er sich einer besonderen Aufmerksamkeit von Seiten Marion's erfreut hätte; im Gegentheil, das Mädchen wich ihm so viel als möglich aus; dagegen stand er offenbar bei Lesferrier in besonderer Gunst.

Die Beiden saßen beim Zwieltcht des November-Abends in vertraulichen Gesprächen beisammen. Marion befand sich in einiger Entfernung an einem kleinen Tischchen und kam nur ab und zu in die Nähe der Männer, um einen ausgesprochenen Wunsch zu erfüllen.

„Trinkt, Freund,“ mahnte Lesferrier und schenkte aus einer großen Flasche das vor dem Nachbar stehende Glas voll, „trinkt, mein lieber Donald oder Devereux, wie Ihr Euch nennt! Wozu führt Ihr denn eigentlich zwei Namen? Weiß der Henker, mir ist es oft an dem einen zu viel!“

Der Rothbart nahm einen tüchtigen Schluck. Dann erwiderte er: „Das will ich Euch sagen, Herr. Es ist nur eine kurze Geschichte, aber doch traurig genug. Meine Mutter, eine geborene Donald, hatte von ihren schnell hintereinander gestorbenen Eltern nicht nur ein hübsches Gesicht und fleißige Hände, sondern auch einen wohlgefüllten Tuchladen geerbt. Dies stach meinem Vater, dem auf Halbsold gesetzten Lieutenant Devereux in die Augen, und er heirathete sie. Eine Zeit lang ging die Sache ganz gut. Bald aber wurde dem verwöhnten Offizier das Hantiren mit Ellenmaß und Scheere zu langweilig, und er suchte die lustigen Gesellschaften von

früher wieder auf. Die Mutter machte Vorstellungen; es half nichts. Im Gegenteil: der Durst des Herrn Papa nahm mit jedem Tage zu. Im gleichen Maße ging die Wirthschaft zurück. Bei dieser Wahrnehmung zog die Mutter ernste Saiten auf, wozu sie um so mehr ein Recht hatte, als indessen meine Wenigkeit angerückt war — alles umsonst. Es gab häufig sehr böse Auftritte, wobei mein betrunkenener Vater sich einmal thatsächlich an der Mutter vergrieff, und zwar in einer Weise, daß sie von der Stunde an tränkelte und schließlich den Folgen erlag. Damit verlor der Vater den letzten Halt und kam schon ein Jahr später in einem Kaufhandel um. Wie Ihr seht, habe ich keinen Grund, besonders stolz auf ihn zu sein, und Jedermann wird es begreiflich finden, daß mir der Name meiner Mutter besser gefällt. Ich führe denselben auch aus Anhänglichkeit für meinen Onkel Leslie, der Vaterstelle an mir vertrat und der sich zuweilen auch Donald schreibt. Ohne die Hilfe dieses braven Mannes wäre ich wahrscheinlich zu Grunde gegangen. Er hat mich gleich nach dem Tode der Mutter nach Deutschland geholt; er sorgte für meine Erziehung und machte mich zu dem, was ich jetzt bin. Deshalb ergreift mich auch jedesmal eine maßlose Wuth, wenn ich daran denke, wie dieser Herzog von Friedland mit dem Onkel verfuhr. Jahre lang hat Leslie ihm mit selbster Treue gedient; aber statt Anerkennung wurde ihm von dem stolzen Herzog der schwärzeste Undank zu Theil.“

„Das alte Lied“, sagte der Franzose mit einem verächtlichen Lächeln; „es ist einmal so: Jeder sorgt nur für sich. Wir Beide und viele tausend Andere ändern das nicht. Wozu auch? Es ist am vernünftigsten, man schwimmt mit dem Strom und nimmt die Menschen so, wie sie sind. Ihr könnt zufrieden sein: die Zukunft liegt verheißend vor Euch!“

„Die Zukunft und immer die Zukunft“, brummte Donald unmutig; „wann wird es endlich einmal die Gegenwart sein?“

„Nicht so ungeduldig“, mahnte Leferrier leise; „sei es noch ein bis zwei Jahre, dann sind wir am Ziel! Nur Augen und Ohren hübsch offen halten, damit man den richtigen Augenblick nicht verpaßt. Es spinnt sich etwas zusammen, wie aus einem mir vom Cardinal zugekommenen Wink hervorgeht!“

Ein heiseres Lachen drang zwischen den härtigen Lippen Donald's hervor.

„Allen Respect vor Eurem Cardinal“, sagte er dann;

„Richelieu's Angelegenheiten gehen mich zwar selbstverständlich nichts an, aber meine Verwunderung darf ich über seine Manöver doch äußern. Er verfolgt die Krone in Frankreich und steht in Verbindung mit den Feinden des Kaisers, der doch die Sache des Papstes und des katholischen Glaubens vertritt.“

„Wundert Euch das?“ entgegnete Leferrier. Richelieu ist in erster Linie Franzose und dann erst Cardinal. Frankreichs Interesse aber verlangt die Ausrottung der Hugenotten ebenso wie die Schwächung der habsburgischen Macht. In den Mitteln zum Zweck darf ein Diplomat nicht wählerisch sein, und daß Richelieu den



Paul Krüger, Präsident der südafrikan. Republik.

Namen eines solchen verdient, ist genugsam bekannt. Die Größe seines Vaterlandes ist für ihn Lebenszweck. Es ist ihm augenblicklich sehr viel daran gelegen, ein Zusammenwirken Maximilian's mit dem Herzog von Friedland zu hintertreiben; überhaupt soll Begierer für den Kaiser keine allzu großen Vortheile erringen, damit das Gleichgewicht der Parteien gewahrt bleibt. Das sind diplomatische Kunstgriffe, Freund, die unser Staatsmann wie kein Anderer versteht. Ihr seht übrigens, wie Aehnliches auch in Deutschland geschieht. Haben nicht auch protestantische Fürsten zu Wallenstein's Heercontingente gestellt? Warum? Sie sahen für sich einen größeren Vortheil dabei. Mein lieber Donald, Ueberzeugungstreue ist ein sehr schönes Wort. Man braucht es auch vielfach, aber nur mit der Zunge oder allenfalls auf dem Papier. Zur That wird es nie! Daher kommt es, daß das Wörtchen sich nicht abnutzt. Doch lassen wir derartige Betrachtungen denen, deren Handwerk sie sind, und ziehen wir für uns einfach eine Lehre daraus. Wir dürfen beim Cardinal auf reichlichen Dank und Erkenntlichkeit rechnen, das sei uns

genug. Alles Weitere hängt von unserer eigenen Klugheit ab!“

„Ihr habt Recht“, schmunzelte Donald; „seien wir, wie die großen Herren, auch — diplomatisch! Mir gilt es wenigstens vollständig gleich, ob mein Arm der Bibel oder dem Rosenkranz dient, wenn ich nur dem übermüthigen Herzog ein Bein stellen kann und die Belohnung der Arbeit entspricht.“

„Diese soll Euch werden“, versicherte der Franzose, „in vollem Maße und bald! Setzt mich nur, wie seither, von allem, was bei dem Friedländer vorgeht, in Kenntniß, auch wenn es Euch als nicht besonders wichtig erscheint; und solltet Ihr je einmal in die Lage

kommen, durch unmittelbares Eingreifen einen entscheidenden Schlag führen zu können, so säumt nicht. Das Ziel ist Euch bekannt; je eher wir es erreichen, desto besser für Euch. Daß Ihr der vollkommensten Verschwiegenheit versichert sein dürft und im Nothfall an uns einen Hinterhalt findet, versteht sich von selbst."

"Hoffentlich!" stieß Donald heftig hervor. "Ich riskire ohnehin meinen Kopf, der mir keine vierundzwanzig Stunden mehr zwischen den Schultern sitzt, wenn ein unbefugtes Ohr etwas von unserem Handel erlauscht. Doch Marion's Augen haben es mir einmal angethan! Für diesen Preis schloße ich mit dem Teufel selbst einen Pact!"

Ein zufriedenes Lächeln spielte um Leferrier's Mund. "Ich gebe Euch die Versicherung", sagte er und drückte Donald die Hand, "wenn wir klug und vorsichtig sind, läuft die Sache zu unser Aller Zufriedenheit ab. Was den letzten Punkt anbetrifft, so habt Ihr mein Wort!"

Leferrier rief Marion an den Tisch. "Sek' Dich", befahl er, "und plaudere ein wenig; Du mußt Dich ohnehin allmählig an die Gesellschaft des Herrn Wachtmeisters gewöhnen, der Dir durch seine Werbung eine große Ehre erweist."

Das Mädchen theilte diese Anschauung offenbar nicht. Sie warf dem Onkel einen Blick zu, der wenig Neigung für dessen Wünsche verrieth. Sie bezwang sich jedoch und schwieg.

Marion war noch immer die blendend schöne Erscheinung wie bei ihrem ersten Auftreten in Großmeferitsch, nur lag jetzt in den großen Augen statt des herausfordernden Selbstbewußtseins ein zurückhaltender Ernst.

Donald brachte ihr sein Glas entgegen. Sie setzte es an den Mund und nippte ein wenig; dann zog sie sich, trotz der Aufforderung Leferrier's zum Bleiben, wieder an ihr Tischchen zurück.

Ein Schatten flog über das Gesicht des Wachtmeisters, der seinen Zorn nur mit Mühe bezwang.

"Geduld", flüsterte der Franzose, "wir machen das Täubchen schon kirre, wenn es sich auch zu sträuben versucht. Mademoiselle muß sich fügen, sie ist in meiner Gewalt!"

Die Ankunft neuer Gäste unterbrach das Gespräch. Leferrier erhob sich, um seiner Pflicht als Wirth nachzukommen, und Donald lehnte sich, Marion's Bewegungen folgend, mit halbgeschlossenen Augen in seinen Sessel. Da sah er, wie eine hohe Gluth über das Antlitz des Mädchens sich ergoß. Sie hatte einem jungen Manne, der das Gewand des herzoglichen Leibjägers trug, ein Glas vollgeschenkt.

Gleichzeitig vernahm er Leferrier's Stimme, der dem neuen Gaste zurief: "Ah, ah, Monsieur, hier treffen wir uns? Das ist recht schön! Ich dachte unterdessen oftmals an Euch, wenn Ihr mir schon in Großmeferitsch, Eurem Versprechen entgegen, nicht die Ehre eines Besuches geschenkt habt."

Donald sprang ungeduldig empor. Er stieß durch seine hastige Bewegung den Stuhl um, so daß ihm in Folge des dadurch verursachten Gepolters die Antwort des Leibjägers entging. Dagegen bemerkte er, wie Marion mit glühenden Wangen und strahlendem Blick vor dem jungen Mann stand, der ihre Hand in der feintigen hielt. Rasch trat er vor. Er drängte das Mädchen unsanft zur Seite und schaute in Georg Selkows Gesicht.

"Alle Teufel", rief er und suchte seine eifersüchtige Wallung unter der Maske freudigen Erstaunens zu verbergen, "Ihr seid es, Herr? Euch hätte ich hier in der That nicht gesucht!"

Auch Georg erkannte den Wachtmeister wieder. Mit herzlichem Gruße reichte er ihm die Hand. Da Donald jedoch im gleichen Augenblick der sich abwendenden Marion folgte und sich dadurch einer weiteren Ansprache entzog, setzte er die begonnene Unterhaltung mit Leferrier fort.

"Fast hätte ich Euch in dieser neuen Verwandlung nicht mehr erkannt", sagte er. "Warum habt Ihr denn das schimmernde Harlekinskleid mit der Aufwärterschürze vertauscht?"

Leferrier lachte. "Ich bin ein unruhiger Kopf, müßt Ihr wissen", entgegnete er; "auch gestel mir die angeworbene Gesellschaft nicht mehr. Um sie mir mit Anstand vom Halse zu schaffen, zog ich mich von der Künstlerlaufbahn zurück. Ganz ohne Beschäftigung möchte ich nicht sein; deshalb habe ich die Gelegenheit zum Anlauf dieser Bude benutzt."

Ein Streit, der zwischen zwei Gästen im Hintergrunde des Zeltes ausbrach, lenkte die Aufmerksamkeit des Franzosen dahin. Er eilte fort, und der wieder herantretende Wachtmeister nahm seinen Platz ein.

"Ihr waret wohl indessen in Großmeferitsch nicht mehr auf Besuch?" fragte Georg diesen in übermüthigem Ton.

Donald fühlte recht gut den Spott. Sein Antlitz verfinsterte sich, und aus den halbverschleierten Augen traf den jungen Mann ein feindseliger Blick. Dennoch sagte er möglichst gleichgültig: "Wie kommt Ihr zu dieser Frage? Soviel ich mich erinnere, sprach ich eine derartige Absicht Euch gegenüber nicht aus, eher das Gegentheil!"

"Ja, ja, Ihr habt Recht", fiel Georg ihm lachend in's Wort. "Eure Wuth auf Großmeferitsch und dessen Bewohner hat mich damals nicht wenig in Erstaunen versetzt. Nachher erfuhr ich freilich so manches, das mir über Euere Verstimmung Aufklärung gab. Es ist eben ein schlechter Spaß, wenn ein zuversichtlicher Freier mit einem Korbe abziehen muß."

Der Zorn trieb Donald das Blut bis an die Schläfen hinauf, und seine Hand hatte unwillkürlich den Griff des Degens erfaßt. "Nehmt Euere Zunge in Acht, Herr", sagte er mit heiserer Stimme; "Ihr müchtet sonst Euern Vorwitz bereuen. Spott ertrage ich nicht und am allerwenigsten von Euch. Ihr wißt wohl warum! Nicht Jeder darf ernten, wo ein Anderer gesäet hat!" Damit wandte er sich ab und kehrte zu seiner Flasche zurück.

Georg war über die Antwort verblüfft und zum Theil auch beschämt. Er sah ein, daß er den Mann ohne Grund gereizt hatte. Ueberdies begann er zu ahnen, daß der Wachtmeister bezüglich der letzten Ereignisse in Großmeferitsch auf dem Laufenden war oder doch wenigstens genug wußte, um ein unangenehmer Gegner zu sein.

Einlenkend suchte er die Unterhaltung mit Donald wieder aufzunehmen, doch dieser wich ihm geküffentlich aus.

In seiner Verstimmung wandte der Leibjäger sich wieder an Marion, die ihm in ihrer einfachen Kleidung fast noch reizender als in dem frühern gleißenden Prunke erschien. Vor den freundlichen Augen des Mädchens

hielt sein Aerger nicht Stand. Mit großer Befriedigung machte er dabei gleichzeitig eine Entdeckung, deren kluges Ausnützen ihn für die durch den Wachtmeister erlittene Niederlage zu entschädigen versprach. Die begehrlischen Blicke, mit welchen jener Marion verfolgte, entgingen ihm eben so wenig, als dessen eifersüchtiger Grimm, wenn das Mädchen ihn zu bevorzugen schien. Georg fand den Zusammenhang sofort heraus und leitete seinen Angriff gegen den Wachtmeister auf dieser Grundlage ein. Er wußte dem Gespräch, auf welches das Mädchen mit unverkennbarer Freude einging, unter geschickter Benützung der flüchtigen Bekanntschaft in Großmeferitsch eine so anzügliche Wendung zu geben, daß ein hoffnungsvoller Freier die Fassung verlieren mußte.

In der That kam Donald durch das böshafte Manöver aus Hand und Band. Er wurde bald roth, bald blaß und schien nur auf eine Gelegenheit zum Losbrechen zu warten.

Marion nahm von dieser Stimmung ihres angehenden Bräutigams anfangs gar keine Notiz, und Georg hatte seine helle Freude daran. Er war wieder ganz in seiner übermüthigen Laune und dachte nicht mehr an jene furchtbare Lehre, die ihm vor dem Block des Scharfrichters ertheilt worden war. Da donnerte ein Kanonenschuß, das Zeichen für die Offiziere, welche die Nachtwache antreten mußten. Georg verabschiedete sich von Marion, rief dem Wachtmeister lachend einen kurzen Gruß zu und verließ das Gemach.

Donald schaute ihm mit drohendem Blicke nach. Dann forderte er Lesferrier auf, an seiner Seite Platz zu nehmen, und sprach längere Zeit leise, aber aufgeregt und eindringlich mit ihm. Nach einer Weile trank er seine Flasche leer und schritt, ohne von Marion Abschied zu nehmen, ebenfalls in's Freie hinaus.

Es war indessen vollständig dunkel geworden. In weitem Umkreise beleuchteten zahllose Wachtfeuer die Landschaft, über welche wie eine schimmernde Kuppel das sternbesäete Firmament gespannt war. Ein trockenkalter Wind blies von Norden her und trieb die Rauchwolken, welche riesigen Gespenstern gleich durch die Luft schwebten, gegen die Stadt.

Donald schritt langsam über den Plan. Nachsüchtige Gedanken kreuzten sich in seinem Gehirn. „Habe ich darum“, grollte er, „mich selbst, meine Ruhe, meine Zukunft und vielleicht noch mehr geopfert, damit mir

ein Laffe den Preis streitig macht? Es ist ein gewagtes Spiel, zu dem ich die Hand bot, und bis zu dieser Stunde hatte ich davon nur Aerger und Jörn. Aber es soll und muß ein Ende nehmen; die fortwährende Aufregung ertrage ich nicht länger. Zum zweiten Male tritt dieser Seltow mir nun in den Weg. Der junge Herr kennt mich noch nicht! Er glaubt meiner spotten zu dürfen; denn daß keine ernstliche Absicht hinter dem Schönhun mit Marion steckt, begriff ich sofort. Aber ärgern lasse ich mich von einem solchen Selbstnabel nicht. Er mag sich in Acht nehmen, denn Donald-Devereux ist nicht der Mann, den man ungestraft reizt!“

Er hatte das Absteigquartier des Herzogs von Friedland in Lügen erreicht und begab sich in das Zimmer, welches für die Staffettenreiter bestimmt war. Dort traf er einen Kameraden, der in der schlechtesten Stimmung auf und ab ging.

„Ist das eine Heidenwirthschaft!“ tobte jener, als er Donald erkannte; „reite ich heute mit einer Depesche von Merseburg her meinen Gaul fast zu Schanden, und wie ich in Schweiz gebadet ankomme, läßt man mich zwei volle Stunden nicht vor. Ich solle auf Bescheid warten, hieß es dann, und ja das Haus nicht verlassen; nun warte ich wieder seit mehr als drei Stunden umsonst. Ohne Zweifel steckt wieder der Schwarzkünstler Seni dahinter, der uns mit seinen Teufeleien sicher noch einen schlimmen Streich spielt. Es geht etwas vor; in Merseburg hörte ich, der Schwede sei uns auf den Fersen. Das wäre eine schöne Bescheerung, nachdem Pappenheim und die

Bayern fort sind! Geheuer ist es nicht; ich glaube sogar, daß meine Depesche mit diesem Gerüchte in Zusammenhang steht. Und hier schaut man, statt zu handeln, zu Mond und Sternen hinauf.“

In diesem Augenblicke kam ein größerer Reitertrupp vor das Haus angesprengt. Sporen klirrten und schwere Tritte dröhnten die Treppe herauf. Wenige Minuten später erschien ein Page, der sämtliche verfügbare Staffettenreiter und Leibjäger zu dem Herzog befaßl.

8.

Die Vermuthung des Staffettenreiters, daß der Astrologe Seni und dessen Kunst die „Schuld“ an der Vernachlässigung seiner Depesche trügen, traf wirklich zu. In dem Observatorium Wallenstein's



Professor Dr. W. Röntgen.

herrschte seit der verwichenen Nacht eine Aufregung und Spannung, wie man sie dort schon lange nicht mehr gekannt hatte. Seni legte sich erst bei Tagesanbruch für einige Stunden zur Ruhe. Wallenstein dachte an keinen Schlaf; seine fieberhafte Aufregung ließ es nicht zu. Ein Ereigniß, das mit allen seitherigen Prognosen, Constellationen und Systemen in Widerspruch stand, hatte die beiden Astrologen am vergangenen Abend in tiefe Bestürzung versetzt: das plötzliche Auftauchen eines ganz neuen, bis jetzt noch nicht beobachteten „Sternes“ im Bilde

des Mars. Sowohl der Herzog selbst als auch Seni hatten das Phänomen ganz deutlich erkannt, welches bis nach elf Uhr zuerst in stark röthlicher Färbung und von da an mit abnehmender Stärke am Himmel strahlte, wo es plötzlich verschwand. Seni hatte im Laufe des Tages die Aufzeichnungen und Werke des Ptolemäus, Copernicus, Cardanus, Tycho de Brahe, Galilei und Kepler nach allen Richtungen durchstöbert, um über den unbegreiflichen Fall eine Auskunft zu finden. Seine Mühe war lange vergeblich gewesen, bis er endlich bei Cardanus die Notiz fand, daß manchmal planetenartige Himmelskörper plötzlich erscheinen, kürzere oder längere Zeit sichtbar bleiben und wieder verschwinden, ohne daß trotz der umfassendsten Forschungen das Räthsel ihrer Existenz und ihres Wesens durch die Gelehrten gelöst werden sei. Diese Auskunft genügte Seni um so mehr, als er durch die unbestimmte und allgemeine Haltung des Verdicts, seinen eigenen Wünschen und Interessen entsprechend, zu den weitestgehenden Hypothesen und Folgerungen freien Spielraum bekam.

Wallenstein war in die wichtige Sache so sehr vertieft, daß alles Andere bei ihm in den Hintergrund trat. Der Abend brach herein, und immer noch war er mit Seni in dem Observatorium beschäftigt. Er hatte sich den Tag über kaum etwas Speise und Trank vergönnt. Es wurden großartige Vorrichtungen für eine genaue

Beobachtung des wieder erwarteten Sternes getroffen, dessen Bedeutung zu ergründen der Astrologe sich den scharfsinnigsten Voraussetzungen hingab.

Die Depesche, welche der Staffettenreiter gebracht, hatte in der That von dem Herannahen der Schweden gehandelt; da sie aber nur eine Vermuthung und keine bestimmte Nachricht enthielt, war sie auf die Seite gelegt worden.

Endlich schien Seni zu einem Resultat gekommen zu sein. Mit feierlicher Miene trat er zu seinem Herrn.

„Hohheit“, begann er, „preist das Schicksal, welches Euch zu seinem Liebling erkor. Dieser Stern ist das Symbol einer Wendung, die mit großartigem Erfolge beginnt. Sein röthlicher Schimmer bedeutet, daß dies zwar durch Ströme Blutes geschieht, sein herrlicher Glanz aber weist auf den unsterblichen Ruhm hin, der als Lohn für das Geopfertem winkt.“

Mit leuchtenden Augen nahm der Herzog diese Verheißung entgegen. Seine anfängliche Bestürzung war allmählig geschwunden, und ähnliche Gedanken hatten bereits seine Phantastie aufgeregt.

„Möget Ihr Recht haben, Meister“, sagte er und drückte den Astrologen mit überwältigenden Gefühlen an seine Brust „möge dieser Stern ein Glückszeichen sein; dann werdet Ihr erfahren, was der Herzog von Friedland der Welt zu bieten vermag!“

Er nahm das Papier mit den Aufzeichnungen Seni's an sich und las sie aufmerksam durch, da wurde er durch ein ungewöhnliches Geräusch in dem Vorzimmer gestört. Der Page, welcher beauftragt war, nur ganz dringende Angelegenheiten zu melden, trat ein und berichtete, daß mehrere Reifige den Feldherrn augenblicklich zu sprechen verlangten.

„Warten“, gab Wallenstein kurz zur Antwort und fuhr in seiner Beschäftigung fort.

(Fortsetzung folgt.)



■ Damenhand, mit Hilfe Röntgen'scher Strahlen photographirt.

## Oberelchingen und sein ehemaliges Kloster.

Mit Illustrationen.

(Schluß.)

Fortan litt das Kloster unter fortwährenden Einquartierungen und Brandschätzungen, daß großer Mangel eintrat. Den Unterthanen gings noch viel schlimmer. Bei Tag und Nacht kündeten Feuer Säulen die schwedische Mordbrennerei. Schon im Frühling des Jahres 1633 war fast alles Vieh in den Dörfern weggeraubt, daß die Bauersleute bei der Habersaat den Pflug selbst ziehen mußten. Die Geistlichen konnten sich vor dem Haß der Schweden nur als „Handwerksleute verkleidet“ halten. Im Juli kam zum Kriegselend noch eine Viehseuche, welche dem Kloster 150 Stück Klostervieh hinraffte. Im Jahre 1634 blieb das Kloster fast keine Woche ohne schwedische Einquartierung, welche den Convent vollstän-

dig ausfraß. Und da auch den Unterthanen im Dorf und in der Umgebung alles geraubt oder ruiniert war, dieselben weder säen noch ernten konnten, belagerten sie täglich die Klosterpforte, um Almosen stehend. Der Jammer war grenzenlos. Ein Glück war es, bei aller Ueberlast der täglichen Quartiere, daß im März, April, Mai und Juni des Jahres der schwedische

Oberst Wrangel (der nachmal. Feldherr) ab und zu in Elchingen wohnte. Er war dem Kloster und seinem Abte ziemlich freundlich gestimmt, wenn er nicht gerade besoffen war, was freilich sehr häufig vorkam.

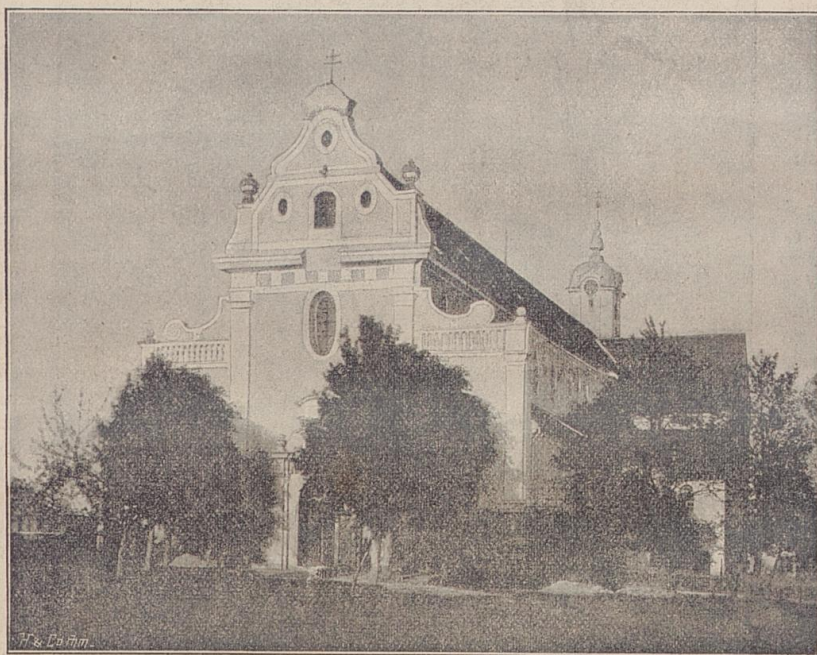
Das Kriegselend erreichte in Elchingen und Umgebung den höchsten Grad, als im August 1634 die Heere Gustav Horn's und Bernhard's von Weimar in der Gegend von Elchingen sich vereinigten und ihre wilden Horden das arme Volk nicht nur vollends ausplünderten, sondern es auszumorden begannen. Der entsetzliche „Schwedentrunk“ war jetzt an der Tagesordnung. Selbst eine „Ulmer Chronik“ gesteht, daß die schwedischen Soldaten die Leute dermaßen mit dem Schwedentrunk plagten, daß manchem der Tod lieber gewesen wäre. Die meisten starben daran. „Man hat,“ so schreibt jene Chronik, „die armen Leut in Hölzern und Wäldern nackend an die Bäume gebunden und teuf-

lischen Muthwillen an ihnen verübt und andere Unthaten mehr gethan, welches vor keuschen Ohren nicht zu schreiben ist.“

Am 18. August Abends, als man eben die Winterfrucht gut eingeheimst hatte, überfielen die Weimarschen Nordbrenner das Kloster. Sie schlugen die Thore ein und begannen die allgemeine Plünderung. Alle Pferde und alles Vieh wurde weggenommen. „Die ganze Nacht,“ so erzählt P. Bogenhard, „war ein erschreckliches Hämmern, Heulen und Jammern. Abt und Convent versammelten sich in der Abtei und machten einen Fußfall vor den Plünderern, um Gnade zu erlangen, aber je mehr sie baten, desto grimmiger wurden die Horden.

„Dem Prälaten schnitten sie das rechte Ohr ab und versetzten ihm mehrere Stiche und 5 wuchtige Streiche mit Beil, Wehr und Prügel, bis er endlich den P. Bogenhard ersuchte, den Soldaten ein Gewölbe zu zeigen, und

dann erschöpft von Blutverlust ohnmächtig hinfank. P. Bogenhard zeigte nun den Soldaten in der Custerei ein Gewölbe, wo sie sofort zu graben und zu suchen begannen. Als sie nichts fanden, schlugen sie den P. Bogenhard, wie er selbst erzählt, halb todt, und wollten ihn endlich in die gemachte Grube werfen und lebendig begraben. Zwei Soldaten dachten menschlicher



Kirche in Ober-Elchingen.

und verhinderten das Vorhaben.“

Alle Truhen, Kisten und Kasten in der Kirche und in der Abtei waren zerschlagen und ausgeraubt, das Ciborium war sammt den hl. Hostien abhanden gekommen, 7 Kelche, silberne Löffel und Messer, alles was Silber nur ähnlich sah, war weggenommen, so daß man am Morgen nicht mehr um 3 Kreuzer Silberwerth im Kloster finden konnte. Alle Bühnen- und Fruchtkammern waren geleert, in der Küche alles verdorben, im Keller aller Wein „ausgelassen,“ dermaßen, daß man im Keller „im Wein bis über die Knoten gewaten.“

Am 10. August früh 9 Uhr kam ein Wachtmeister und hieß Alarm. Nun brachen die Soldaten auf und verließen das Kloster. Kaum waren sie fort, „ist wieder alles schwarz hereinkommen“ und haben mit sich genommen, was ihnen beliebte. Als auch dieser Trupp fort war, kamen bei 1000 Marodeurs haufenweis

herein und nahmen Quartier im Convent und in der Kirche.

Am 6. September hörte man in Elchingen ein „erschreckliches Schreien.“ (Schlacht bei Nördlingen!) Nachts kam „gehling das Geschrei“: es solle alles fliehen, da eine große Zahl der aus der Schlacht entronnenen Soldaten im Anzug sei. Der Convent floh über die Donaubrücke nach Leibi in das Haus des Martin Spiegelin, Bruders des Prälaten und dann nach Ulm. Hier verweigerte der protestantische Rath den Mönchen Einlaß und Aufnahme, was sie wenig oerdroß, weil die Stadt mit Flüchtlingen überfüllt war. Sie kehrten hungrig nach Leibi in ihr altes Quartier zurück und stillten auf dem Wege mit Erbsen und Wicken auf dem Felde den Hunger. Am 10. September kehrten alle wieder in's Kloster zurück. Aber schon nach zwei Tagen kam von Günzburg die Aufforderung, der ganze Convent möge nach Günzburg kommen, da die ganze Nacht des römischen Königs Ferdinand die Donau herauf gegen Elchingen ziehe. Am 13. September packten die Mönche ihren „kleinen Plunder auf ein Schiffe“ und fuhrten nach Günzburg, wo auch das „Schiffe“ noch ausgeplündert wurde. Während des Vorbeimarsches der kaiserlichen Haupt-Armee blieben sie in Günzburg. Am 16. Sept. kehrten vier wieder nach Elchingen zurück. Der Abt und die übrigen kamen 8 Tage später.

Schweden u. Kaiserliche waren in's Württembergische gezogen, dafür chicanirte und brandschakte aber nun die schwedische Besatzung in Ulm unter Oberst v. Schlammersdorf das Kloster monatelang. Im Oktober kamen auch noch kaiserliche Truppen und schlugen sich mit der Ulmer Besatzung herum, um Ulm zur Uebergabe zu zwingen, so daß das Kloster bald von den Ulmern, bald von den Kaiserlichen bedrängt und gebrandschakt wurde.

Als sei es des Jammers noch nicht genug, brach im November auch noch die — Pest aus. „Ein erschrecklicher Hunger und Sterbend grassirt in dieser Gegend herum,“ jammert P. Bogenhard.

Der Hunger wüthete entsetzlich in der Gegend. Ein Mann kaufte um 5 Bagen eine Roshaut, hängte sie wochenlang auf und schnitt „partikelweis“ Streifen ab, kochte sie und aß sie wie „Kuttlen.“

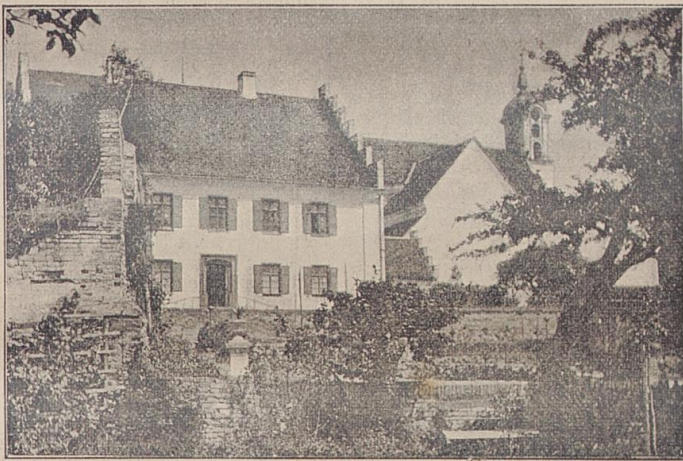
Am Pfingstfest den 27. Mai gab es im Kloster nichts mehr zu essen, als Sauerkraut, dürre Huzeln und „armes Haberbräu.“ Fleisch war nicht zu bekommen, und auch kein Gemüse, da fast den ganzen Mai mehr Winter- als Sommerwetter herrschte. Schädliche Reiften zerstörten die Obstblüthen, und bis zum 9. Juni mußten täglich alle Ofen geheizt werden. Am 3. Juni kam der Propst von Wettenhausen abermals in's Kloster und

bettelte um Sauerkraut und dürre Huzeln, was ihm nach Vermögen gereicht wurde. Den 17. Juni überfielen kaiserliche Reiter das Kloster und plünderten es vollständig aus. In einer halben Stunde war alles, auch was andere Leute in's Kloster geflüchtet und was mit Mühe und Gefahr durch den Winter gebracht wurde — Rosh, Kühe, Hühner, Schweine 2c. 2c. — verschwunden. Die Mönche versteckten sich in allen Winkeln, der Abt aber wurde von den Soldaten hinter dem Apostelaltar ergriffen und rein ausgeplündert.

In den Tagen vom 7. bis 23. Juli raffte die Pest im Kloster 3 Conventualen dahin, so daß nur mehr 7 Mönche im Kloster waren. Aller Gottesdienst war eingestellt, nur die hl. Messe las man noch. Endlich kapitulirte Ulm Anfang August, und das Kriegsvolk minderte sich und damit auch das Gland.

Der Herbst war erträglich; man konnte wieder etwas aufathmen und das wenige Getreide, soweit es die Soldaten nicht im Sommer abgemäht oder verdorben hatten, einbringen, was freilich im November von durchziehenden kaiserlichen Truppen wieder theilweise geraubt wurde.

Das Jahr 1636 brachte eine Brandschakung um die andere. Dazu kam im Mai noch große Dürre und Ende des Monats verderblicher Reif — es hatte 8 Wochen lang nicht mehr geregnet, somit blühte noch ein vollständiges Mißjahr. Die Hungersnoth wuchs. Als im Juni den Soldaten ein Pferd crepirte, fielen die wenigen Leute im Dorf über das Aas her, zerschnitten und kochten es und aßen es mit großem Heißhunger.



Pfarchof in Ober-Elchingen.

Da der Abt den Kaiser in Donauwörth persönlich angefleht hatte, wurde das Kloster in der zweiten Hälfte des Jahres 1636 erheblich erleichtert. Auch das Jahr 1637 war für Elchingen offenbar leidlich, da Bogenhard nur wenig aufzeichnete. Im Februar 1638 kamen Ipolani's Croaten und hausten gewohnheitsmäßig so übel, daß Bogenhard schreibt, „wenn sie nicht bald abziehen, so müssen wir und die Bauern stampfen,“ d. h. laufen.

Am 19. bis 22. März 1639 huldigten die Unterthanen des Reichstifts dem neuen Abt Johann. Es waren in der ganzen Herrschaft noch 400, „für diese Zeit noch viel.“ Vor dem Krieg waren es 5000. Wie schrecklich haben Pest, Hunger und Krieg ausgeräumt!

Das Jahr 1640 verlief ziemlich ruhig. Man hielt im Kloster am 30. September „ziemlich stattliche Kirchweih“ und konnte sogar Gäste von Ulm und Günzburg einladen.

In den folgenden Jahren 1641 bis 1643 gab es wieder viel Quartier. Im Jahre 1643 allein mußte das Kloster 8830 fl. Contribution zahlen. In den letzten Jahren des Krieges 1644 bis 1648 litt das

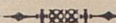
Kloster unter fortwährenden Durchmärschen und war am Ende des Krieges vollständig erschöpft und verschuldet, daß es Waldbietten mit Häufelsburg und Ogenbrunn, Balmertshofen und Rammingen, also fast ein Drittheil seines Herrschaftsgebietes verlaufen mußte, um die drängendsten Gläubiger zu befriedigen. In der nun folgenden Friedenszeit erholte sich das Kloster allmählich, brachte es aber nie mehr zum Wohlstande mancher anderen Reichsstifte, so daß die Zahl der Conventualen die Zahl 25 niemals überstieg. Schwere Drangsale brachten die französischen Kriege am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts über Kloster und Flecken, namentlich der 14. Okt. 1805 — die Schlacht von Elchingen, in welcher Napoleon I. hier die österreichische Armee des Generals Mack vollständig schlug und 3 Tage später zur Kapitulation zwang. Napoleon nahm sein Hauptquartier im Kloster bis zum 21. Oktober, an welchem Tage er aufbrach.

Zwei Jahre zuvor hatte die letzte Stunde des Reichsstiftes Elchingen geschlagen. Es wurde 1803 aufgehoben, Abt Robert II. und seine Conventualen pensionirt und Elchingen und sein Gebiet dem neugebildeten bayerischen Landgerichte Elchingen einverleibt. Nach 7 Jahren wurde jedoch das Landgericht Elchingen aufgehoben und die Dörfer Elchingen, Thalgingen, Fahlheim, Straß und Nerstingen dem Landgerichte Günzburg zugetheilt und die Orte auf der Alb an Württemberg abgetreten.

Noch lange krönte das herrliche Klostergebäude den schönen Berg und verkündete weithin des Reichsstifts alte Herrlichkeit.

Am 25. Juli 1840 stürzte ein Theil der ehemaligen Klostergebäude zusammen und da auch die als Pfarr-Wohnung benützte Prälaturgebäude sich als baufällig erwiesen, so wurde das Kloster zum Abbruch verkauft und über die Ruinen im Jahre 1845 ein neuer Pfarrhof erbaut, welcher durch seine Bauart, sowie durch seine herrliche Lage einen Vergleich mit den schönsten Pfarrhöfen der Diocese aushält. Die Kirche, welche nach dem letzten Klosterbrande 1774 erbaut wurde, blieb erhalten als ein Denkmal früherer Zeit und gibt Zeugniß von dem frommen Eifer der Mönche für Gottes Ehre. Gegenwärtig wird sie auf Staatskosten restaurirt und verspricht nach ihrer Vollendung ein herrliches Gotteshaus zu werden, welches die frommen Wallfahrer, die zur schmerzhaften Muttergottes herangezogen kommen, in die weishevollste Stimmung zu versetzen vermag.

Außer der Kirche haben sich von den Klosterbaulichkeiten nur mehr erhalten das **Bräuhaus**, ein beliebter Ausflugsplatz der Ulmer, und das **Wohnhaus** des Lehrers mit einem zierlichen Thürmchen. Dasselbe bildete die ehemalige Thortapelle zu Ehren des hl. Martinus. Alle anderen Gebäude auf dem Klosterberge stammen aus späterer Zeit.



Zu unseren Bildern

**Paul Krüger.**

Der seit einer langen Reihe von Jahren an der Spitze der südafrikanischen Republik Transvaal stehende Präsident Krüger ist, wie seine sofortige Niederwerfung der von den Uitlanders unter Anführung des Engländers Dr. Jameson versuchten, aufrührerischen Bewegung gezeigt hat, ein Mann von großer, staatsmännischer Umsicht und thatkräftiger Entschlossenheit. In seinem persönlichen Auftreten trägt „Onkel Paul“, wie er von den Boeren allgemein genannt wird, eine an Nachlässigkeit grenzende Einfachheit und eine gewinnende Freundlichkeit zur Schau, und

erfreut sich darum auch im ganzen Lande einer überaus großen Popularität, die jetzt, nachdem er sich rascher Hand den englischen Eroberungsplan vereitelt, wenn möglich noch höher gestiegen ist. Dank der verständigen Regierung des autokratiden, aber patriotischen und Land und Leute genau kennenden Präsidenten Krüger hat sich die südafrikanische Republik innerhalb der letzten 10 Jahre von einem friedlich dahinglebenden Ackerbaustaat zu einem in raschestem Aufblühen begriffenen Culturstaat emporgeschwungen. Aus allen Theilen der bewohnten Erde strömt es heute nach Transvaal, Menschen und Güter aller Nationen im Wettbewerb um die Segnungen des Goldstromes, den die ergiebige Erde nun schon seit 10 Jahren unerforschlich ausgießt über ganz Südafrika und alle anderen Welttheile. In kurzer Zeit hat sich das Land mit Eisenbahnen von Ost nach West, von Süd nach Nord durchzogen, Telegraphenlinien durchkreuzt es in allen Richtungen. Täglich entladen an allen Stationen endlose Züge die rasch Herbeteilenden, die noch von dem Segen, ehe es zu spät ist, etwas erhaschen wollen; die Güterzüge aus drei Hauptrichtungen, von Westen, Süden und Osten, können den Bedarf an Materialien, Maschinen, Baustoffen, Lebensbedürfnissen nicht heranschleppen. Wie kräftig gesund der Kern der alten Bevölkerung, wie urstaatsmännlich die Begabung des ungelehrten, aber genialen Präsidenten Paul Krüger ist, ergibt schon die einfache Thatsache, daß diese große materielle Umwälzung sich ohne Störung in den politischen Einrichtungen vollziehen konnte, bis vor etwa zwei Jahren eine planmäßig angelegte Beunruhigung von außen in das Land getragen wurde, die jetzt durch das erfolgreiche Eingreifen des Präsidenten voraussichtlich auf längere Zeit unterdrückt ist.

**Professor Dr. W. Röntgen.**

Wir bringen heute das Porträt des berühmten Mannes, dessen aufsehenerregende Entdeckung wir in einem vorhergehenden Artikel (vgl. Nr. 9 des Unterhaltungsblattes 1896) bereits eingehend besprochen haben. Professor Röntgen ist von Geburt Holländer. Seine wissenschaftliche Ausbildung aber erhielt er an Hochschulen des deutschen Sprachgebietes. 1870 veröffentlichte er noch vor seiner Promotion von dem physikalischen Laboratorium der Universität Zürich aus eine Untersuchung „über die Bestimmung des Verhältnisses der spezifischen Wärmen der Luft“. Die Arbeit entstand auf die Anregung Aug. Kundts, der vornehmlich Röntgens physikalische Studien geleitet hat. Als Kundt 1870 von Zürich nach Würzburg ging, folgte ihm Röntgen dorthin, und später, als Kundt den Lehrstuhl der Physik an der neu gegründeten Universität Straßburg übernahm, wurde auch dort Röntgen, der zuvor zum Doctor promovirt hatte, sein Assistent. In Straßburg begann Röntgen als Privatdozent für Experimentalphysik und physikalische Chemie 1873 seine Lehrthätigkeit. Zwei Jahre später wurde er als ordentlicher Professor für Mathematik und Physik an die landwirthschaftliche Akademie zu Hohenheim in Württemberg berufen. Aber schon 1876 kehrte er nach Straßburg zurück, wo er eine außerordentliche Professur übernahm. 1879 wurde er ordentlicher Professor und Director des physikalischen Instituts in Gießen. Seit 1888 wirkt er in gleicher Eigenschaft als Nachfolger Fr. Rohrkrauschs, des jetzigen Directors der physikalisch-technischen Reichsanstalt, an der Universität Würzburg. — Unser zweites Bild zeigt eine Damenhand, die nach dem bereits ausführlich beschriebenen Verfahren mit Hilfe der Röntgen'schen X-Strahlen photographirt wurde. Die für die X-Strahlen undurchdringlichen Knochen und der Ring erscheinen auf der Photographie als dunkle Schattenbilder, während die Fleischtheile durch hellere Schatten angedeutet sind. Das Bild gibt bereits einen Begriff davon, von welcher weittragender Bedeutung für die ärztliche Wissenschaft die noch in ihrem Anfangsstadium stehende Entdeckung bereinst werden kann.

**Ergänzungsräthsel.**

. r g . . d . . . h . . t , d . . . t . . . h g . .  
 D . . . e . g . . . f j . . e . . Sch . . t . . . h ;  
 . e . n . . r . . . f G . . e . e . B . f . . . h . .  
 T . . g . . f . . n . . S . . a . e . . t . . f . . h . .  
 ( B . . e . f . . d . )

Auflösung des Scherzräthsel in Nr. 9:  
 Erbreich.

